

Zur Siedlungsentwicklung der 50er-Jahre

Boom im Wohnungsbau

Unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs setzte in der Schweiz ein Wohnungsbauboom unbekanntem Ausmasses ein. Die zunehmende Sorge um den Bodenverbrauch liess die Wohnsiedlungen immer dichter, die Häuser immer höher werden. Gleichzeitig wurde das Automobil zum Massenverkehrsmittel, was die Strassen zum Verkehrskorridor verkommen liess.

Voraussetzungen

Die gesellschaftlichen und ökonomischen Veränderungen, die sich unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg und – für die Schweiz wohl noch bedeutender – nach dem Generalstreik von 1918 ereigneten, hatten einen in diesem Ausmass noch nie gesehenen Boom im Wohnungs- und Siedlungsbau zur Folge. Der Wohnungsnot der frühen Zwanzigerjahre musste aus finanziellen Gründen – der Baukostenindex hatte sich mehr als verdoppelt – mit vollständig neuen Konzepten begegnet werden. Die wichtigste Errungenschaft zehnjähriger Forschung und Entwicklung war das zweistöckige Reihenhäuser, das nicht mehr der Erschliessung nach folgt, sondern sich weitgehend unabhängig vom Strassenraster nach der Besonnung richtet. Bei mehrzeiligen Siedlungen blicken alle Reihen wie Kinobesucher in dieselbe Richtung: im Rücken der Eingang, auf der Sonnseite der private Garten. Dieser hat sich vom reinen Nutzgarten zum Erholungs- und Freizeitraum entwickelt, was sich nicht zuletzt daran erkennen lässt, dass der Zugang nun nicht mehr von der Küche, sondern vom Wohnraum aus erfolgt.

Während an der Mustersiedlung der WOBA (Wohnausstellung Basel 1930) das Wohnen der finanzschwachen Bevölkerung thematisiert und in Varianten vorgeführt worden war, gab die Siedlung Neubühl (Zürich 1929–1931) eine



gültige Lösung für das moderne Wohnen des Mittelstandes ab. Neubühl hätte ein Aufbruch werden sollen, war aber, da die Weltwirtschaftskrise zu Beginn der Dreissigerjahre nun auch in der Schweiz wirksam wurde, zu einem Schlusspunkt geworden.

Erst während des Zweiten Weltkrieges wurde der Siedlungsbau wieder aufgenommen. Da der Bundesrat einer Neuauflage des Generalstreiks vorbeugen wollte, liess er den zu diesem Zweck gewählten Delegierten für Arbeitsbeschaffung ein grosszügig subventioniertes Siedlungsbauprogramm auf die Beine stellen. «Kriegssiedlungen» greifen auf die Errungenschaften der Zwanziger- und frühen Dreissigerjahre zurück: nach Südwesten gerichtete Reihenhäuser, die in Ermangelung anderer Baumaterialien mehrheitlich aus Holz gefertigt sind. Auffällig an diesen Siedlungen ist das Unterdrücken jeglicher Hierarchien. Den Siedlungen zugeordnete öffentliche Gebäude wie Schulhäuser, Kirchen oder Sportanlagen erhalten periphere Standorte. Ihre Formensprache ist betont zurückhaltend, einzig die Grundrissdisposition, die sich nicht an die strenge Geometrie der Wohnzeilen hält, und der überaus grosszügige, parkartig gestaltete Umschwung verraten ihren öffentlichen Charakter. Diese grossen Grünflächen sind es

Dieter Schnell,
Architekturhistoriker, Bern

Oben: **Bümpliz, Flugaufnahme des Tscharnerguts, 1965. Im Vordergrund sind die «Kriegssiedlung» Bethlehemacker und das fast zeitgleiche Pavillon-schulhaus zu erkennen** (Bild Ortsarchiv Bümpliz)

Unten links: **Bümpliz, Bethlehemacker um 1955** (Bild Eidgenössisches Archiv für Denkmalpflege Bern PHZA-8008-fp Bümpliz)

En haut: **Bümpliz, vue aérienne du quartier Tscharnergut en 1965. On distingue au premier plan les constructions réalisées pendant la guerre sur le Bethlehemacker et le pavillon de l'école, construit presque en même temps** (photo Archives de Bümpliz)

En bas à gauche: **Bümpliz, Bethlehemacker vers 1955** (photo Archives fédérales des monuments historiques Berne PHZA-8008-fp Bümpliz)

denn auch, die die einzelnen Siedlungseinheiten voneinander trennen. Die Stadt stellt man sich nicht mehr als einen kompakten «Stadtkörper» vor, sondern als eine mit Grünflächen durchwobene und in einzelne Quartiere unterteilte Gartenlandschaft. Wichtigen Anteil an der grosszügigen Zumessung von Gartenland hatte die so genannte Anbauschlacht: Um der kriegsbedingten Nahrungsmittelknappheit die Stirn zu bieten, sollten alle im eigenen Garten Gemüse anbauen.

Landes, Raum- und Stadtplanung

Planung hatte in der Schweiz gegen mancherlei Vorurteile zu kämpfen. Obwohl bereits an der Landesausstellung 1939 im ersten Bereich der Höhenstrasse sehr prominent positioniert, galt sie noch weit in die Fünfzigerjahre hinein als unzulässiges Einmischen der Behörden in Privatangelegenheiten. So liest sich das 1949 erschienene Buch «Städte – wie wir sie wün-



Oben: **Bümpliz, Flugaufnahme Neuhaus, um 1960.** Im Zentrum die ersten drei Hochhäuser von Bümpliz, die davorliegenden Miethausblöcke gehören zur selben Siedlung (Bild Ortsarchiv Bümpliz)

Unten rechts: **Vom Familientisch zum Quartier** (Städte – wie wir sie wünschen, 1949)

En haut: **Bümpliz, vue aérienne du quartier Neuhaus vers 1960.** Au centre, les trois premiers immeubles de Bümpliz, les locatifs de devant font partie du même quartier. (photo Archives de Bümpliz)
En bas à droite: **De la table familiale au quartier** (Städte – wie wir sie wünschen, 1949)

schen» wie ein Plädoyer für die Anliegen der Planer. Dabei beschritten die Autoren eine Gratwanderung zwischen der «individuellen» und der «kollektiven» Lebenshaltung. Während sie ihre Leser davon überzeugen wollten, dass Ersteres statt zu Wunschstädten ins Chaos führen werde, hatten sie sich vor Letzterem in Acht zu nehmen, um nicht mit den kommunistischen Fünfjahresplanern gleichgesetzt und damit als Gegner der «westlichen Freiheit» verschrien zu werden. In der schematischen Darstellung steht das von ihnen Angestrebte denn auch zwischen die beiden Pole eingefügt und zeigt unter den Stichworten «Gemeinschaft» und «Person» ein pflanzlich-harmonisches Bild, das zwischen Chaos und starrem Schema die gewünschte Ordnung vorstellt.

Das Konzept der Stadtplanung ging von einem denkbar einfachen Baumschema aus: Die Grundeinheit (im Bild des Baumes das einzelne Blatt) bildet die Kernfamilie. Eine übersichtliche Anzahl solcher Grundeinheiten werden zu einer Nachbarschaft zusammengefasst. Mehrere Nachbarschaften ergeben eine Nachbarschaftsgruppe, mehrere Nachbarschaftsgruppen ein Kleinquartier, mehrere Kleinquartiere ein Quartier und mehrere Quartiere eine Stadt. Zwischen die einzelnen Nachbarschafts- oder Quartiereinheiten schiebt sich eine Grünzone, so dass die Unterteilungen nicht blosse Abstrakta, sondern konkret in der Stadt ablesbare Einheiten sind. Die moderne Stadt wird damit als eine geschickt arrangierte Summe von Kleinsteinheiten definiert.

Die Strasse verliert in diesem Stadtmodell ihre angestammte Funktion als öffentlichen Raum, sie ist nicht mehr Ort der Begegnung, sondern notwendiges Übel bei der Überwindung räumlicher Distanzen. Jede noch so kleine Einheit will selbstverständlich durch eine Strasse erschlossen sein, dabei aber weder von ihr zerschnitten noch von ihr beeinträchtigt werden. So kommt es, dass Zonenpläne der Fünfzigerjahre die Zonengrenzen gerne auf Strassen legen. Dem Planer war dabei klar, dass eine Strasse zwingend zwei Einheiten voneinander trennt und nicht wie in alten Zeiten beispielsweise als Marktgasse das eigentliche Zentrum einer Einheit bildet. Die Architekten übernahmen die Auffassung der Planer und schotteten die Siedlungen durch eine geschickte Anordnung der Häuser, der Garagen oder anderer Nebenbauten von der als Störfaktor aufgefassten Strasse ab.

Für die Zeitgenossen wohl wichtigster Punkt, auf den die an Bedeutung wachsende Landesplanung hinwies, war die simple Erkenntnis, dass der Raum als Ressource begrenzt war und somit haushälterisch mit ihm umzugehen war. So flächenintensiv, wie noch die Kriegssiedlungen geplant worden waren, durfte man nicht



Abb. 14. Der Familientisch ist kein hohler Begriff, sondern eine Wirklichkeit, welche auf die Kinder gemeinschaftlich einwirkt.



Abb. 15. Der bauliche Ausdruck einer guten Nachbarschaft ist die Wohngruppe, und wie die Kinder um den Tisch, gruppieren sich die Bauten um einen gemeinsamen Platz.

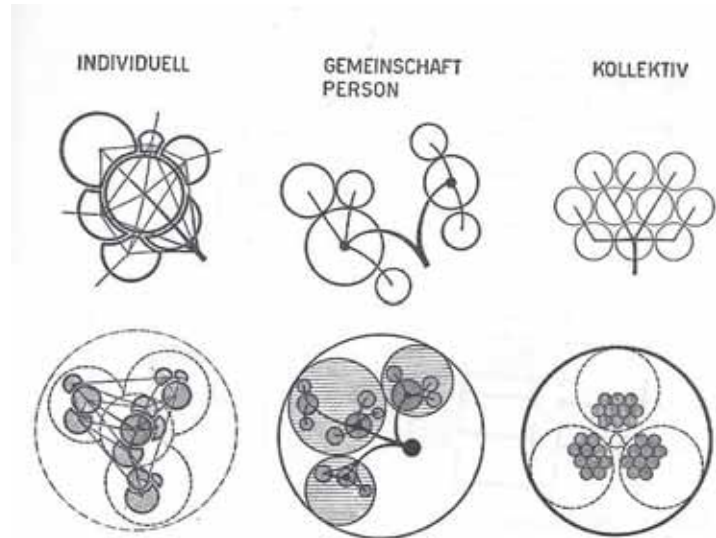
mehr bauen. Der Wechsel vom Reihnhaus zum Block mit Etagenwohnungen Mitte der Vierzigerjahre stellt die erste Folge dieser Erkenntnis dar, derjenige zum Hochhaus rund zehn Jahre später die zweite. Den Verlust eines eigenen Gartens zu Gunsten eines allgemeinen «Kinderspielgrüns» haben zunächst wohl nur wenige empfunden, war die Anbauschlacht doch mit dem Kriegsende hinfällig geworden.

Internationalismen oder das Unbehagen im Kleinstaat

Bereits 1951 hatte der «fundamentalistische» Modernist Alfred Roth im Werk seinen Architektenkollegen einen Mangel an «innerer Klarheit und Sicherheit» vorgeworfen und dabei gemeint, die Errungenschaften der «Zwanzigerjahre-Moderne» würden zu wenig forschvertreten und durch zu viel Kompromissbereitschaft verwässert. Kurz darauf warf auch Max Frisch den Architekten zu viel kleinstaatliche Anpasserei und zu wenig internationale Grandezza vor.

Ob diese beiden selbsternannten Propheten das Steuer umgerissen haben, bleibe dahin gestellt. Tatsache ist, dass sich ab Mitte der Fünfzigerjahre eine Hinwendung der Bauprojekte zu architektonischer Strenge und Eigengesetzlichkeit feststellen lässt. Nicht mehr die geografischen, topografischen und baulichen Voraussetzungen eines Ortes definierten das städtebauliche Konzept einer Siedlung, sondern eine vom Architekten selbst gesetzte Regel. Oft sind die Ensembles bis ins letzte Detail streng rechteckig konzipiert, ohne dass die vorgegebene Situation nach einem derart rigiden Raster verlangt hätte. Um im Grundriss eine Abschrägung zu vermeiden, wählten die Architekten nicht selten Abtreppungen, was ihnen erlaubte, selbst auf einem unregelmässigen Grundstück den Orthogonalraster konsequent durchzuführen. Gleichzeitig wird das Bemühen um eine verdichtete Bauweise immer deutlicher spürbar. Während die ersten Hochhäuser mit geknickten oder gebrochenen Fassaden, mit fächer- oder trapezförmigen Grundrissen eine Einbettung in den Ort anstrebten, geben sich die nachfolgenden als rechteckig-selbstsichere Landmarken, die in die Ferne blicken, ohne auf ihre unmittelbare Standort-situation einzugehen. Das in dieser Art «orts-unabhängige» Hochhaus wird zum Symbol einer internationalen Modernität, die sich aus den spiessbürgerlich-kleinkarierten Niederungen des Provinziellen heraushält.

Die Siedlungen werden nicht nur durch ihre strenge Orthogonalität, sondern auch durch



das Herausbilden eines meist Fussgängern vorbehaltenen Zentrums stärker denn je als eine in sich geschlossene Einheit konzipiert. Die Siedlung Tscharnergut in Bümpliz bei Bern beispielsweise kümmert sich nicht um die gleichzeitigen Bemühungen um ein Zentrum für den betreffenden Stadtteil. Sie besitzt eine eigene Schule, eigene Einkaufsmöglichkeiten, ein eigenes Café, ein eigenes Freizeitangebot und formt damit eine weitgehend autarke Wohngemeinschaft, die sich auch architektonisch durch die selbst gewählte formale Eigengesetzlichkeit von allem Umstehenden deutlich abhebt und distanziert. Die in ihrem Innern autofreie Siedlung wird rundum von einer Strasse «umflossen», was ihr «Inseldasein» zusätzlich betont.

Oben: **Stadtplanung ist eine Gratwanderung** (*Städte – wie wir sie wünschen*, 1949)
Unten: **Bümpliz, Flugaufnahme Bethlehemacker**, 1984. Man beachte das Zusammentreffen der Kriegssiedlung und der Hochhaus-siedlung, die beide von Hans und Gret Reinhard entworfen sind (Bild Ortsarchiv Bümpliz)

En haut: **L'urbanisme est une recherche d'équilibre** (*Städte – wie wir sie wünschen*, 1949)
En bas: **Bümpliz, vue aérienne du Bethlehemacker en 1984**. On remarquera la cohabitation des deux types de réalisations (constructions de la guerre et ensemble d'immeubles) dessinées toutes deux par Hans et Gret Reinhard (photo Archives de Bümpliz)

